

Gespräche mit Franz B.

Bericht über meine Arbeit mit einem hörgeschädigten jungen Mann¹

Birgitta Mullan

Gehörlosigkeit bedeutet für einen Menschen nicht nur nichts zu hören, sondern hat zur Folge das Nichtsprechenkönnen. Die Sprache ist das Urbild des Dialogs, das Mittel der Verständigung, die Brücke vom Ich zum Du, der Weg aus der Einsamkeit in die Gemeinschaft.

Steht ein Mensch in dieser Situation und ist dabei nicht fähig, aus sich heraus das „Leben zu ergreifen“, da er nicht in der Welt sein kann, die ihm Bedrohung ist, dann ist sein Leben mit Angst erfüllt und Rückzug eine Möglichkeit des Überlebens.

Franz B. ist ein junger Mann, der sich für Jahre in seine Wohnung zurückgezogen hat, um dem Leben und dem „Schmutz“ der Welt zu entgehen.

Die Arbeit mit den personal-existentialen Grundmotivationen und der Personalen Existenzanalyse (PEA) regten die personalen Kräfte an und förderten die Dialogfähigkeit. Sie ermöglichten Franz B. ein Leben außerhalb der Wohnung zu führen.

Ich arbeite seit 6 Jahren an einem Bundesinstitut für Gehörlosenbildung und führe dort eine Sonderschulklasse. Beim Wechsel von einer heilpädagogischen Einrichtung zum Gehörloseninstitut erlernte ich die Gebärdensprache und lerne während meiner Tätigkeit als Lehrerin die Problematik der gehörlosen Menschen kennen. Durch meine Arbeit in meiner Praxis als Beraterin/Begleiterin in schwierigen psychischen Situationen habe ich viel Kontakt zu Müttern/Eltern gehörloser Kinder.

Einleitung

Franz B. ist ein junger gehörloser Mann. Er wohnt in einer eigenen Wohnung, die im Haus seiner Eltern liegt. Franz redet in Gebärdensprache, er kann auch Worte, die er kennt, von den Lippen ablesen. Über Jahre hat Franz seine Wohnung nicht verlassen. Die Fenster sind verschlossen. Er zieht keine Kleidung mehr an, mit der er auf die Straße gehen könnte. Seine Eltern kümmern sich um ihn, d.h. sie gehen einkaufen, erledigen alle anfallenden Behördengänge.

Ich wurde von Franz' Mutter gebeten, mich um Franz zu „kümmern“, da sie, die bisher die einzige Vertraute ihres Sohnes war, an dieses Problem nicht herankam.

Die Mutter wünschte sich, dass ihr

Sohn wieder seine Wohnung verlassen könne, sich unter Menschen „wage“ und ein „normales“ Leben führe.

Franz' Lebensgeschichte Kindheit

Franz ist das einzige Kind des Ehepaares B.. Die Mutter merkt als Einzige nach den ersten Monaten, dass Franz sich nicht normal entwickelt. Er reagiert nicht auf Geräusche. Da er ein sehr lebhaftes und willensstarkes Kind ist, erklärt sie sich, sich selber beruhigend, sein Nichthören mit Nichtwollen.

Bei allen Untersuchungen für den Mutter-Kindpass erklärt man ihr, Franz sei völlig gesund. Erst nach zwei Jahren oder sogar noch etwas später, die Mutter weiß es nicht mehr so genau, bejaht ein Arzt ihre Frage, ob Franz gehörlos sei. Woher, warum, durch welche Krankheit oder Umstände kann ihr der Arzt nicht erklären. Frau B. will es dann auch gar nicht wissen, „nützen tut das eh' nichts“, meint sie.

Zuerst besucht Franz den Kindergarten im Auer-Welsbach-Park, dann wechselt er zum Kindergarten des Bundesinstitutes für Gehörlosenbildung.

Dort besucht er dann auch die erste Klasse und bleibt bis zum Ende des 9. Schuljahres an der Schule. Franz sei ein Kind gewesen, das immer in der gleichen Stimmung war, erzählt die Mutter,

er war nie traurig, auch nie besonders glücklich, hat aber nie mit seinem Schicksal gehadert.

Franz geht nicht gerne in die Schule, er saß „9 Jahre in der falschen Klasse“ meint die Mutter, da die Lehrerin viel zu schnell für Franz den Unterrichtsstoff durchnimmt. Es ist eine Klasse für die langsamen Schüler. Franz kommt besonders im Deutschunterricht nicht mit, die Sprache mit ihren Möglichkeiten, sich auszudrücken, erlernt er nicht. Auch lernt er wenig Gebärden, so bleibt sein Kontakt zu Klassenkameraden dadurch beschränkt.

Arbeitsverhältnisse

Er beendet die Schule und besucht anschließend die Fachschule für Lederwarenerzeugung in der Ungargasse. Dort helfen Lehrer/innen des Bundesinstitutes bei der Lehrlingsausbildung. Nach drei Jahren macht Franz den Abschluss. Er ist der Beste dieses Jahrgangs. Er wird sofort einer bekannten Lederwarenerzeugungsfirma empfohlen, die ihn auch umgehend einstellt. Anfangs ist Franz glücklich, er arbeitet fleißig und geschickt, und man ist sehr zufrieden mit ihm. Man gibt ihm den Firmenschlüssel, so dass er auch am Wochenende arbeiten kann.

Franz' Kollegen ärgern sich über seinen Eifer und seine Wochenendarbeiten, er wird gehänselt, aber er weiß nicht warum. Er fühlt sich nicht mehr wohl und wird oft krank, später dann möchte er manchmal gar nicht mehr hingehen, obwohl er doch so gern zur Arbeit geht, obwohl er die Arbeit mit dem Leder liebt. Nach drei Jahren spitzt sich die Lage so zu, dass Franz sofort einen Zettel unterschreibt, den ihm der Bürochef vorlegt. Darauf steht, dass Franz ab sofort nicht weiter in der Firma arbeiten möchte. Da erst schaltet sich die Mutter ein. Ihr wird erklärt, dass es keine Arbeit mehr gäbe – der Grund des Nichtweiterarbeitens sei doch egal. Sie kann

¹Der Beitrag ist eine gekürzte Version der Abschlussarbeit zur existenzanalytischen Beratung mit gleichem Titel, approbiert im März 2004)

sich nicht durchsetzen mit dem Wunsch, dass Franz weiter arbeiten darf. Zuhause erklärt die Mutter Franz, dass er nun nicht mehr zur Arbeit gehen könne. Franz begreift das lange nicht, macht sich jeden Morgen fertig zur Arbeit.

Er ist völlig am Boden zerstört, enttäuscht, traurig, sitzt zuhause apathisch herum. Alles, was mit Leder zu tun hat, alles, was er aus Leder hergestellt hat, schmeißt er weg. Man darf nicht mit ihm über diese Arbeit sprechen, er will nichts mehr hören, er macht vollkommen zu. Er ist nur Abwehr in dieser Zeit, sagt die Mutter.

Rückzug

Die Eltern richten ihm eine eigene zwei Zimmerwohnung im Wohnhaus der Eltern ein. Der Vater tapeziert und streicht mit ihm die Wände, verlegt Fußböden und baut Schränke zusammen. Dabei ist Franz glücklich. Als alles fertig ist, macht er einen entspannten Eindruck, erinnert sich die Mutter. Ab dem Zeitpunkt verlässt Franz für zweieinhalb Jahre nicht die Wohnung. Die Mutter bringt ihm Essen und regelt auch sonst alles. Auch der Vater hilft.

Nach zweieinhalb Jahren sucht Frau B. Hilfe bei den Barmherzigen Brüdern. Dort erfährt sie von mir und meiner Tätigkeit am Bundesinstitut und bittet mich telefonisch, mich um Franz zu kümmern, da ihr sein Zustand Kummer bereite.

Ich beginne mit ihm Gespräche zu führen. Nach eineinhalb Jahren wagt Franz sich wieder hinaus, geht einkaufen, besucht die Mutter im Gartenhaus, geht auch mal schwimmen. Die meiste Zeit verbringt er aber zuhause, sieht fern, liest die Bibel. Die Eltern regeln nach wie vor alle wichtigen Amtsgänge. Da Franz zu 80 % behindert ist, bekommt er eine Behindertenpension.

Die Hörbehinderung Was bedeutet Gehörlosigkeit?

Wenn man hört, dass jemand gehörlos ist, denkt man meistens sofort an „taub“ und „taubstumm“. Diese beiden Begriffe, die in den letzten Jahren weitgehend aus dem Sprachgebrauch verschwunden sind, signalisieren aber weit deutlicher das wahre Gebrechen als das

Wort „gehörlos“. Der Begriff – taubstumm – verdeutlicht, dass neben dem nicht Hörenkönnen noch ein anderes Gebrechen vorliegt, das der Stummheit, die eine natürliche Folge der Taubheit ist. Das Nichthörenkönnen bewirkt das Nichtsprechenkönnen.

Der am häufigsten verwendete Begriff ist „hörgeschädigt“ (in der Umgangssprache: gehörlos) und bezeichnet damit verschiedene Gruppen von Behinderungsformen. Charakteristische Merkmale jeder Hörschädigung sind neben Art und Umfang des akustischen Sinnesschadens die als Folge in Erscheinung tretenden Beeinträchtigungen der Sprache und des Sprechenkönnens. Bei jedem Hörschädigten zeigt sich die Auswirkung und auch die Art dieses Sinnesschadens anders.

Der von Geburt an gehörlose Mensch ist außerstande, akustische Eindrücke, ob sprachlicher oder nichtsprachlicher Art, wahrzunehmen. Die Lautsprache kann nicht auf natürliche Weise erworben werden. Der Mensch ist also auf das Absehen der Sprache vom Mund (Lippenbewegungen) des Sprechenden angewiesen. Der gehörlose Mensch mit Restgehör kann ebenfalls nicht auf natürliche Weise die Lautsprache erlernen, bei ihm ist es möglich, mit Hilfe von elektroakustischen Verstärkern akustische Erlebnisse und Vorstellungen zu erreichen. Auch er ist auf das Ablesen angewiesen. Der schwerhörige Mensch ist im Unterschied zu den tauben Menschen grundsätzlich „hörend“. Er kann sich auf dem auditiven Wege verständigen. Er ist imstande, Sprache, wenn auch in verminderter Form, auf dem Wege über das Ohr wahrzunehmen. Das Gehör ist jedoch soweit beeinträchtigt, dass er auf normale Entfernung nicht hört, somit ist das Sprachverständnis stark vermindert und das Sprechen weitgehend beeinträchtigt. Bei einem „ertaubten“ Menschen ist der Hörverlust erst nach dem Spracherwerb eingetreten. Wegen der fehlenden Kontrolle durch das Ohr bildet sich die bereits vorhanden gewesene Sprache wieder zurück.

Wie oben bereits erwähnt, bewirkt das Nichthörenkönnen das Nichtsprechenkönnen. Das wird einsichtig, wenn wir die natürlichen Zusammen-

hänge zwischen Gehör und Sprache, bzw. Sprachverständnis bedenken.

Wie lernen wir sprechen?

Von den ersten Lebenstagen an werden dem Kind in Verbindung mit bestimmten Gegenständen, Personen und Situationen jeweils bestimmte Lautklangbilder vorgesagt, die nach und nach zum Symbolträger werden, zum inhaltvollen Wort, zum Bauelement für die Sprache. So lernt das Kind durch Hören, in Verbindung mit Schauen und Erleben, die Sprache seiner Umgebung mit all ihren Inhalten und ihrem Formenreichtum verstehen. Das Kind lernt durch Hören und Nachahmen Laute und Wörter bilden und aussprechen: artikulieren. Wir alle haben diesen Lernprozess beim Erlernen der Muttersprache unbewusst durchlaufen.

Der gleiche Vorgang der Sprachanbietung, des Vorsprechens, geht auch bei einem hörgeschädigten Kind vor sich. Der Hörschaden ist in 99 % aller Fälle in diesem Alter noch nicht bekannt. All dieses Vorsprechen aber bleibt für das gehörlose Kind tonlose Bewegung der Lippen. Es kann weder die Sprachinhalte verstehen noch den Klang der menschlichen Stimme wahrnehmen. Deshalb kommt es bei ihm zu keinem Spracherwerb und auch zu keiner normalen Artikulation. Um diesen Zustand der Sprachlosigkeit in seiner ganzen Tragweite zu verstehen, um den oft angezweifelte Satz zu begreifen, dass das Leiden der „Taubstummheit“ weit über das Leiden der Blindheit hinausgeht, muss man sich überlegen und vor Augen führen, was Sprache für den Menschen bedeutet:

1) Sprache ist den Menschen primär gegeben als Mittel der Verständigung, als Kommunikationsmittel, als Brücke vom Ich zum Du, als Mittel des Weges aus der Einsamkeit, aus der Isolation in die Gemeinschaft. Wenn jemand keine Sprache hat, bedeutet das zugleich, dass er kein Verständigungsmittel zur Umwelt hat. Dass er aus deren Gemeinschaft ausgeschlossen ist. Sehen wir die Sprache als Urbild des Dialoges – auch ich sage etwas dazu – wird klar, dass kein Dialog möglich ist.

2) Das Nichthörenkönnen verbunden mit der Sprachlosigkeit hat ungeheure

Folgeerscheinungen. Die Fähigkeit, etwas abstrakt benennen zu können, bedeutet auch eine Distanz zu dieser Sache herzustellen. Man stelle sich vor, ein Kind kann sich durch Sprache nicht die Welt erobern, sich nicht von ihr distanzieren und Dinge nicht bezeichnen. Gefühlsmäßig entsteht dadurch ein Ausgeliefertsein. Sprache ist ein Mittel zum Schutz und zur Distanzierung von Dingen, je genauer ich Dinge benennen kann, desto genauer kann ich mich distanzieren. Dinge und Situationen können durch das Aussprechen und Ansprechen an Macht verlieren, man beschränkt sie als etwas bestimmtes.

3) Wie soll sich ein Mensch emotional normal entwickeln können, der nie den Bach rauschen, die Vögel zwitschern und nie eine Melodie gehört hat, der keinen Reim kennt, niemals ein Kinderlied sang ... und niemals die Stimme seiner Mutter hört? Der Ausfall des emotionalen Erlebens zeigt sich oft im Verhalten.

4) Man sagt „der Ton mache die Musik“. Er ist es, der einem Satz Farbe gibt und oft erst den richtigen Inhalt. Liebe, Hass, Ärger, Freude, Trauer ... all das legt die Sprechmelodie in unsere Aussprache. Für den gehörlosen Menschen bleibt alles Gesprochene – gleich welchen Inhalts – tonlos und daher unendlich wirkungsarme Bewegung der Lippen. Das Gemüt wird jedoch in hohem Maße durch die Sprache und den Ton gebildet.

5) Neben diesen Schädigungen in psychischen Bereichen gibt es auch in noch folgewirksameren Maßen die Ausfälle im geistigen Bereich. Wo die Sprachentwicklung nicht regelrecht verläuft, entwickelt sich auch das Denken in gesonderten Bahnen.

6) Das hörende Kind hat bis zum vierten Lebensjahr viel Lebenserfahrungen aufgenommen und entsprechend verarbeitet. Die Kinder wissen um fast alle Vorgänge des täglichen Lebens, die um sie herum abrollen, Bescheid. Sie haben alle diese Vorgänge immer und immer wieder sprachlich aufbereitet dargeboten bekommen. Demgegenüber steht das gehörlose Kind all diesen Vorgängen ohne Verständnis gegenüber. Es ist oft auf die eigenen Interpretationen der sichtbaren Handlungsabläufe angewiesen, die ihm in ihren Zusammenhän-

gen nicht einsichtig sind. Die Hintergründe all dieser Ereignisse bleiben verunsichernd, die seelische Motivation wird nicht erfasst. Interpretationen können nicht abgesichert werden durch Rückfragen. Demzufolge bleibt der Gehörlose auch falschen Schlüssen und falschen Gedankengängen immer wieder ausgeliefert. Er bleibt konkret und dem anschaulich Gegebenen verhaftet. Die höhere, der Sprachgemeinschaft gemeinsame geistige Welt, bleibt dem Betroffenen weitgehend verborgen. Der Sprachschatz ist gering. Er lernt, dass jedes Ding einen Namen hat, dass jede Tätigkeit und jede Eigenschaft durch ein Wort ausgedrückt werden kann. Es kann in der Schulzeit aus der ungeheuren Fülle nur das Wesentlichste, sozusagen das Lebensnotwendige an Bauelementen für die Sprache erarbeitet werden. Es sind dies vor allem konkrete Dinge, also Wörter, die mit fest umrissenen bestimmten Inhalten besetzt sind, wo keine Erklärung zum Verständnis notwendig ist – Erklärungen, die doch wieder nur aus Sprache bestehen könnten, die eben fehlt.

Ein Beispiel zeigt die großen Schwierigkeiten auf:

Ich FASSE das Kind AN.
Die Polizei ERFASST den Täter.
Die Schüler BEFASSEN sich mit dem Problem.
Die Mutter war sehr GEFASST.
Sie FASSTE neuen Mut.
Haben Sie die Schwierigkeit ERFASST?

Die meisten Gehörlosen werden über den konkret erfassbaren Begriff des „Anfassens“ nicht hinauskommen, alle Abstrakta bleiben – schwer erklärbar – schwer erfassbar.

Die Wichtigkeit des Sehens

Da die Gehörlosen überall im Umgang mit Hörenden angesprochen werden, müssen sie das Gesprochene vom Mund ablesen. Das Auge übernimmt die Funktion des Ohres! Die visuelle Beobachtungskraft erscheint verstärkt, ist aber vorwiegend oder ausschließlich objekt- und raumbunden. Eine große Leistung, die hier von dem Gehörlosen verlangt wird und die er oft erstaunlich gut erfüllt. Wie schwer es ist, vom Mun-

de Sprache abzulesen, kann man leicht überprüfen, wenn man z.B. beim Nachrichtensehen im Fernsehen den Ton wegdreht. Selbst bei guter Kenntnis des angebotenen Wortgutes, z.B. beim Wetterbericht, werden wir nicht verstehen oder eventuell einiges raten können. Noch größer wäre die Schwierigkeit, will man auf diese Art eine fremdsprachige Sendung verfolgen, auch wenn wir versucht haben, diese Sprache zu lernen. Solch einer „Sendung ohne Ton“ steht der Gehörlose bei jedem Gespräch gegenüber.

„Ablesen“ von den Lippen und verstehen kann man also nur Wörter und Sätze der Sprache, die man kennt. Das „Ablesen“ unbekannter Wörter ist unmöglich. Das bedeutet, dass die Erlernung des „Ablesens“ eng mit dem Artikulationsunterricht (der Gehörlose lernt die Lippenbewegungen nachzuahmen; ebenso wird er geschult, Bewegungsempfindungen an den Artikulationsorganen und die Vibrationen an Brust - Kehlkopf, Nase und Wange, sowie die Veränderungen des Atemdrucks und der Stimme optisch und taktil wahrzunehmen) und Sprachunterricht verbunden sein muss. Will der Gehörlose aus den wenigen Merkmalen einer Ablesungs-Gestalt auf ein bestimmtes Wort schließen, sind Ergänzungs- und Kombinationsleistungen erforderlich. Er sucht einen sinnvollen Zusammenhang, der sich ergeben kann aus der äußeren Situation: Gesprächsthemen z.B. bei der Begrüßung im Geschäft, bei der Arbeit etc. engen die Deutungsmöglichkeiten sehr ein. Oder es ergibt sich aus der sprachlichen Situation: Jedes Gespräch bezieht sich auf ein bestimmtes Thema. Aus diesem Grund bereitet ein plötzlicher Themenwechsel dem Gehörlosen große Schwierigkeiten. Da zeigt sich auch seine mangelnde Wendigkeit in Gesprächsführung.

Gebärdensprache

Eine große Problematik in der Gehörlosenpädagogik ist das Einsetzen der Gebärdensprache. Gebärde nennen wir jene Zeichensprache, mit der sich die Gehörlosen untereinander unterhalten. Hier werden telegrammartig Wörter flexionslos aneinandergereiht und die große Mehrdeutigkeit der einzelnen Zeichen,

die oft schon von Schule zu Schule verschieden sind, führt häufig zu Missverständnissen. Die Meinungen darüber, ob die Gebärdensprache hemmend oder unterstützend wirkt, gehen weit auseinander.

Gespräche mit Franz

a) Schwierigkeit mit der Gebärde:

Anfangs möchte ich mit ein paar Worten erklären, wie Gespräche mit Franz und mir möglich gewesen sind.

Ich musste mich ihm offen zuwenden und beim Sprechen und Zuhören seine Augen und besonders die Hände im Auge haben. Franz' Gebärden sind „unsauber“, so, als ob jemand schnell und undeutlich spricht.

Jede Handbewegung bedeutet etwas anderes. Für verschiedene Begriffe gibt es die fast gleiche Gebärde, nur sind sie anders am Körper platziert. Z.B. das Wort „Depression“ und das Wort „Hunger“ haben die gleiche Gebärde, es ist die kreisende offene Faust. Auf den oberen Teil der Brust gehalten, bedeutet es „Depression“ auf den unteren Teil der Brust gehalten bedeutet es „Hunger“.

Das bedeutet, dass aus dem Sinn des Gespräches die richtige Bedeutung der Gebärde erfasst werden muss. Analog ist es mit anderen Begriffen.

Es war nötig, Franz' Sprachschatz zu erforschen. Mit abstrakten Begriffen wie Vertrauen, Sinn, Wert, Glück, Zufriedenheit, Seele usw. konnte Franz nichts anfangen. Das war mir anfangs nicht klar. Diese Begriffe müssen von mir „umschrieben“ werden. Wenn ich sagen möchte: du kannst mir vertrauen, gebärde ich: du musst nicht Angst haben, ich bin gut. Ich war dadurch aufgefordert immer einfachere Worte und Ausdrücke zu finden, die annähernd das aussagten, was ich meinte. Das hat mich sehr angestrengt, es war aber auch kreatives Tun. Doch oft war ich auch verzweifelt, da „Vertrauen haben“ und „nicht Angst haben“ eben nicht das gleiche ist. Franz kennt nur schwarz - weiß, brav - schlimm, gut - schlecht. Das erschwert das Beschreiben von Zuständen.

b) Unser Start war folgendermaßen:

Die Wohnung liegt im zweiten Stock, und gleich nach meinem Klingeln wird

der Summer betätigt. Frau B. öffnet die Tür, dahinter steht Franz. Sie stellt uns vor und Franz bittet mich sehr höflich in sein Wohnzimmer. Frau B. bleibt die meiste Zeit (während der ersten Gespräche) in Rufweite und öffnet immer wieder die Tür um nachzusehen, ob alles in Ordnung ist. Auf dem Fußboden liegt ein Plastikläufer bis hin zum Esstisch. Franz weist mich darauf hin, dass ich bitte auf dem Läufer zu gehen habe. Auf dem Esstisch steht für mich ein schon eingeschicktes Glas Saft auf einem Untersetzer. Immer, wenn ich einen Schluck trinke, verbessert Franz die Stellung des Glases auf dem Untersetzer. Alle Fenster sind entweder mit Rollos oder dicken Gardinen verhangen. Man kann nicht hinausblicken. Ich darf mich die ganze Zeit über nur auf den Plastikläufern bewegen und nichts anfassen. Alles ist sehr sauber, aufgeräumt, fast steril. Man merkt nicht, dass hier jemand lebt.

Wir reden in Gebärdensprache. Wenn wir beide nicht weiterwissen, weil wir andere Gebärden kennen, schreiben wir das gesuchte Wort auf ein Blatt Papier, wenn es gar nicht geht, zeichne ich den gesuchten Begriff.

Auffallend ist sein Blick. Er wirkt traurig, ängstlich, resigniert, zeitweise sehr unruhig. Er schaut mich nicht direkt an. Er sitzt mit verschränkten Armen mir gegenüber und hat mich und meine Bewegungen genau im Blick. Ein wenig lauernd.

Viele Stunden verbringen wir gemeinsam in seinem Wohnzimmer. Er erzählt mir von seinem „Leben“ in der Wohnung, wie er saubermacht, wie er seine Schränke immer wieder aufräumt und erzählt von Fernsehsendungen. Ich erwähne nicht sein Leben in der Wohnung, beurteile es nicht, lasse es so wie es ist.

Oft spricht er über Schmutz, über Schmutz in der Welt und in unseren Seelen.

Einmal dann sagt er mir gleich am Anfang der Stunde, dass er tot sein möchte.

Ich: Wie stellst du dir das vor, wenn du tot bist?

Franz: Im Himmel ist es am besten.

Ich: Woher weißt du das?

Franz: Gelesen im Heft (zeigt mir ein

Heft von den Zeugen Jehovas)

Ich: Und was ist so schön im Himmel?

Franz: Da ist es für immer sauber.

Ich: Du hast mir gesagt hier in deiner Wohnung sei es auch sauber.

Franz: Aber nicht für immer, muss staubsaugen. Im Himmel ist's am besten.

Ich: Und wenn du hier nicht staubsaugst?

Franz: Dann legt der Staub sich hier hin (zeigt auf seine Brust).

Ich: Und dann?

Franz: Dann kann ich nicht in den Himmel.

Dann zeigt er mir den „Wachturm“ und weist auf eine Stelle, in der geschrieben steht, dass nur der in den Himmel kommt, wer geistig, seelisch und auch körperlich rein ist.

Ich erzähle ihm, was es für mich bedeutet geistig, seelisch und körperlich rein zu sein. Franz hört zu, oft weiß ich nicht, ob er versteht, was ich sage, denn, wenn ich ihn dann um seine Meinung dazu bitte, weiß er nichts zu sagen. Ich weiß aber auch, dass sein Wortschatz gering ist, und er mehr versteht als er ausdrücken kann.

Ich erzähle immer wieder von mir, versuche ihn dadurch an meinem Leben teilnehmen zu lassen, berichte von Vorkommnissen in der Schule, die er ja kennt und versuche damit eine gute Vertrauensbasis zu bilden. Ich zeige ihm Mitgefühl mit seiner Situation, gebe ihm zu verstehen, dass ich seine Problematik verstehe. Ich spüre seine Angst vor Menschen, vor dem Verletztwerden, vor dem Ausgeliefertsein in für ihn undurchschaubaren Situationen. Uns verbindet unsere gemeinsame Sprache. Nach einiger Zeit erzählt Franz ein wenig von sich, merkt er aber meine Aufmerksamkeit, blockt er ab. Immer wieder kommt: Ich kann nicht. Ich kann nicht hören, nicht sprechen, nicht arbeiten, nicht mit Menschen (umgehen). „Hier bei mir ist es schön“, sagt Franz, „hier bin ich sicher“. (Gebärde: hier ist es gut, keiner böse.)

Angst

Franz hat viel zu oft erlebt, dass er etwas nicht kann. Er hat viel zu oft erlebt, dass er nicht verstanden wurde und

dass er nicht verstand. Jetzt hält ihn die Angst zurück etwas zu können, ja überhaupt zu wollen. Es kommt gar nicht dazu, dass er einen Wunsch äußert, etwas machen möchte. Er möchte gar nichts mehr. Er hat oft genug schlechte Erfahrungen gemacht. Franz wird nicht aggressiv dadurch, sondern zieht sich zurück, wird traurig, traut sich überhaupt nichts mehr zu. Es geht ihm der Keim seiner Vitalität und Lebendigkeit verloren, er findet keinen Zugang zur Kraft seines Lebens, kein Vertrauen zu Leben, das sich in ihm regt. Er wird depressiv.

Franz' Angst entsteht dadurch, dass er sich auf Menschen bezieht, die etwas von ihm wollen und dass er diese und damit zusammenhängende Situationen nicht verstehen kann. Aber Franz ist auch ein „angstbereiter“ Mensch, er ist unsicher aufgrund seiner Lebenssituation (1. Grundmotivation: ich kann nicht! – er fühlt sich der Welt und den Menschen nicht gewachsen), weil er nichts versteht und weil er keine eigenen Lebenserfahrungen hat machen dürfen, auf die er sich verlassen könnte. Das hätte ihm Sicherheit und Vertrauen zu sich selbst gegeben – Vertrauen dazu, dass er eine Situation meistern kann bzw. sich selbst vertreten kann.

Zwanghaftes Verhalten

Auf dem Boden dieser Angstbereitschaft breitet sich eine Erwartungsangst aus. Er erwartet von sich, dass er versagt, das kennt er gut, kann nur nicht reflektieren, warum es so gekommen ist. In ängstlicher Erwartung des Versagens wird die Angst noch mehr verstärkt und das wiederum bestärkt ihn in seiner Befürchtung. Er kommt aus diesem Teufelskreis nicht heraus, er zieht sich zurück, bleibt nur noch zuhause, baut sich seine eigene Welt – seine saubere Welt –, in die kein Schmutz, besonders kein Schmutz von Menschen, herein darf. Pedantisch, liebevoll und fanatisch sorgt er für Ordnung in seiner Welt. Und hier „muss“ er saubermachen, räumt prophylaktisch auf, bevor die Angst vor dem Saubermachenmüssen kommt. Er fühlt sich gezwungen, immer öfter und gründlicher sauber zu machen, er hat immer seltener das Gefühl, dass er es schafft.

In der Therapie muss es um die Frage gehen: *Wo kann ich sein?* Das wird anhand der Aufarbeitung der biografischen und der aktuellen Situation, in der der Patient lebt, geschehen.

Durch die Personale Existenzanalyse (PEA) werden personale Kräfte mobilisiert, um die grundsätzliche Dialogfähigkeit des Menschen zu fördern.

Hier geht es im ersten Schritt (PEA 1) darum, den subjektiven emotionalen *Eindruck* des Erlebten der Situation zu bergen, was zur persönlichen *Stellungnahme* führt (PEA 2), zur Gegenwart, zur Auseinandersetzung: ich – selbst, und schließt dann im dritten Schritt (PEA 3) mit der „Verwirklichung“ der Person ab, die fähig ist, sich in die Welt zu bringen. Das Innere wird im Antworten zum *Ausdruck* gebracht.

Auf Grund seiner Gehörlosigkeit, aber auch auf Grund seiner schwachen Emotionsfähigkeit und Desinteresse am Lebendigen und überhaupt zur Welt, ist die Fähigkeit zum Eindruck eingeschränkt. Durch seine Sprachlosigkeit kann die „Schicht des Erlebens“ nicht durchgesprochen und können somit leidvolle Erfahrungen nicht genügend geklärt werden.

Hier muss ich immer wieder ansetzen, ihn erstens offen für die Welt zu machen und zweitens immer neue Worte, Umschreibungen und Gebärden suchen, die seine inneren Vorgänge verdeutlichen.

Der Weg zur Stellungnahme kann im Moment noch nicht beschritten werden. Ein Selbstverständnis, ein Situationsverständnis, ein tiefes Spüren im Innersten (s.o.) ist nicht möglich. Auch die Möglichkeit des Ausdruckes bleibt für ihn erschwert.

Mit Hilfe der personal-existentiellen Grundmotivation arbeiten wir am Seinsgrund, um zur Welt „Ja“ sagen zu können.

nen.

Dann einmal klinge ich an der Tür, bleibe draußen stehen und sage zu Franz: Komm, wir wollen mal auf der Straße schauen, ob wir solche Gesichter, die wir das letzte mal gemacht haben (wir haben fröhliche, böse, traurige Gesichtsausdrücke „geübt“) auch auf der Straße treffen können. Franz zögert. Ich drehe mich um und tue, als ob es ganz normal wäre, dass Franz jetzt aus der Tür tritt, und Franz kommt.

Die folgenden „Therapiestunden“ fanden auf der Straße statt, wir gingen in Parks spazieren, einkaufen oder etwas erledigen. Ich war nicht ganz glücklich mit diesem „Erfolg“, denn nun hatte ich die Rolle seiner Mutter übernommen, die einst ihm ihre schützende Hand entzog, als er das erste Mal allein auf sich gestellt war. Nun war ich die Vermittlerin zur Welt geworden, bei mir und mit mir fühlte Franz sich sicher, auch weil wir die gleiche Sprache sprechen. Dadurch erfährt Franz Halt. Wie wird es aber sein, wenn er allein ist? Nach vielen Gesprächen, in denen es um das Verhalten von Menschen zueinander ging, fängt Franz an, allein auszugehen, zuerst im kleinen Umkreis, dann geht er immer weiter von Zuhause weg.

Ein paar mal besuchte ich Franz noch und dabei überlegten wir, was er machen könne, ich gab ihm kleine Aufgaben, die er erledigen musste. Ganz natürlich verlässt er jetzt seine Wohnung und begibt sich unter Menschen, ist aber auch viel zuhause. Seither treffen wir uns ungefähr zwei Mal im Jahr zu einem Gespräch.

*Anschrift der Verfasserin:
Birgitta Mullan
Hauptstraße 99
A-2384 Breitenfurt*

Last call for Papers

Themenheft der EXISTENZANALYSE 1/2005: Supervision
Wer noch nicht daran gedacht und sich doch noch melden will.

Bitte reichen Sie Ihren Artikel bis Ende Juli ein:

An die Themenredakteurin Dr. Lilo Tutsch: gle-oe@existenzanalyse.org
Einwanggasse 23/11, 1140 Wien